

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 41 (1954)
Heft: 12: Gotthelf ; Jugendschriften ; Delegierte in Solothurn

Artikel: Gotthelfs Verhältnis zur Schriftsprache und zur Mundart
Autor: Linder, Josef
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-532272>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 11.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

der bescheiden sich zurücksetzte und doch eigentlich leitete, die Härten glättete, die das Temperament ihres Gatten verursachte. Gastfreundschaft war eine Zierde des Hauses. Über die Gäste führte sie ein genaues Register.

Seit 1851 zeigten sich bei dem bisher Kerngesunden die ersten Krankheitserscheinungen; sie brachten eine Reizbarkeit mit sich, die den Verkehr mit ihm äußerst schwierig machte. Von zweckmäßiger Diät wollte der Patient nichts wissen. Vom Aufenthalt in Gurnigelbad (1853) verspürte er keine heilende Wirkung. Noch erlebte er im Sommer 1854 die Freude eines Besuches seines Verlegers Springer aus Berlin, im Oktober brach eine Lungenentzündung aus, die in Wassersucht überging und mit einem Stickfluß endigte. Am 22. Oktober 1854, drei Wochen nach seinem achtundfünfzigsten Geburtstag, entschlief er. Langes Leiden blieb ihm erspart, mitten aus der Vollkraft wurde er abberufen, »der wie ein Meteor an unserm heimatlichen Himmel aufgestiegen und nach verhältnismäßig kurzer

Bahn doch so wundersamen Glanz und so tiefe Nachwirkung zurückgelassen hat.«.

Als empfindsame, fein besaitete Natur, in all ihren Fasern mit dem Gatten verwachsen, bedurfte es der Zeit, der Übersiedlung nach Bern, des jungen Glückes ihrer Töchter, der Korrektur der Gesamtausgabe, damit die Gattin dem Leben wieder Interesse abgewinnen konnte. Nach einem Aufenthalt mit ihrer ältesten Tochter in Sumiswald, verbrachte sie ihren Lebensabend im ländlich stillen Landhause im Wankdorf bei Bern. Sie verstarb am 14. Juni 1872 im Kreis der Kinder und Enkel.

Der Sohn Albert, geboren 1835, wurde ein gefeierter Kanzelredner, bernischer Regierungsrat und Erziehungsdirektor. Die jüngste Tochter, Cécile, später Frau Pfarrer von Rütte, hat sich als Hüterin des Nachlasses um Gotthelfs Werk verdient gemacht. Die Verlobung der ältesten Tochter mit Pfarrer Rüetschi von Sumiswald, der später von sechs kleinen Kindern wegstarb, war eine der letzten Freuden Gotthelfs.

GOTTHELFS VERHÄLTNIS ZUR SCHRIFTSPRACHE UND ZUR MUNDART

Von Josef Linder, St. Gallen

In der kurzen Selbstbiographie, die Gotthelf im Februar 1848 schrieb, heißt es, in den drei Jahren an der Berner Akademie habe sich Joh. Rudolf Wyß des jungen Studenten besonders väterlich und freundlich angenommen. Er habe sich Gotthelfs Mutter gegenüber geäußert: »Sagt doch Euerm Sohn, er solle schöner schreiben lernen, er schreibt wie eine Sau. Läßt er mal was drucken, besonders in Deutschland, so hat er s Schinders Verdruß.« »Ja wolle«, antwortete die Mutter, »das wird er wohl la blybe.« »Ma cha nid wüsse«, sagte Wyß, und seine Voraussage ist in doppelter Hinsicht wahr geworden.

Gotthelf ist 1797 geboren, sein erstes Werk, der »Bauernspiegel«, erschien 1837, und gestorben ist er 1854; für sein mächtiges Gesamtwerk, das 24 + 7 schwere Bände füllt, brauchte er also nicht einmal 20 Jahre. Dabei versah er das Pfarramt in einer sehr weitläufigen Gemeinde und das Amt eines Schulinspektors. Bedenkt man, daß er manche Erzählung zwei-, dreimal schrieb, ehe er sie in Druck gab, denkt man weiter an die Dichte der erzählerischen Substanz, so erscheint einem dieses Werk, geschrieben in 18 Jahren, als das eines Titanen, eine Leistung, die freilich von den Zunftmeistern der Literatur, wie wir sehen

werden, lange in seiner Bedeutung verkannt wurde, widmet ihm doch z. B. noch um die Jahrhundertwende die damals verbreitetste zweibändige Literaturgeschichte von König-Kinzel gnädigst eine halbe Seite, während ein vergessener Mann wie Spielhagen mit drei Seiten bedacht ist. Auch für den Fall Gotthelfs gilt die alte Wahrheit, daß die Zeit die große Lehrmeisterin ist, die das Echte und wahrhaft Große an den lichten Tag bringt.

Um an unsern Gegenstand heranzukommen, gibt es nicht Schlüssigeres als jenen Brief, den Gotthelf im Dezember 1838 schrieb, als sein »Bauernspiegel« und der »Schulmeister« erschienen waren, zur Verblüffung seiner Freunde. Er ist an Karl Bitzium gerichtet, an den sich Gotthelf später noch öfters um klugen Rat wenden sollte. Darin heißt es:

»Keinem Menschen ist es weniger in den Sinn gekommen, sich einen Weg machen zu wollen. Hingegen sprudelte in mir eine bedeutende Tatkraft. Wo ich zugriff, mußte etwas gehen. Ich wurde von allen Seiten gelästert, konnte nirgends freies Tun sprudeln lassen, konnte nicht einmal ordentlich ausreiten. Hätte ich alle zwei Tage einen Ritt tun können, ich hätte nie geschrieben. Begreife nun, daß ein wildes Leben in mir wogte, von dem niemand eine Ahnung hatte. Dieses Leben mußte sich entweder aufzehren oder losbrechen auf irgendeine Weise. Es tat es in der Schrift. Und daß es nun ein förmliches Losbrechen einer lang verhaltenen Kraft, ich möchte sagen, Ausbruch eines Bergsees ist, das bedenkt man natürlich nicht. Ein solcher See bricht in wilden Fluten los, bis er sich Bahn gebrochen, und führt Dreck und Steine in wildem Graus. Dann läutert er sich und kann ein schönes Wässerchen werden. So ist mein Schreiben auch gewesen ein Bahnbrechen, ein wildes Umsichschlagen nach allen Seiten hin, woher der Druck gekommen, um freien Platz zu bekommen. Es war, wie ich zum Schreiben gekommen, eine Naturnotwendigkeit

auf der einen Seite, auf der andern Seite mußte ich wirklich so schreiben, wenn ich einschlagen wollte ins Volk. So kam ich zum Schreiben, ohne alle Vorbereitung und ohne daran zu denken, eigentlich Schriftsteller zu werden, Volksschriftsteller. Aber das Armenwesen, die Schule standen in Frage ...«

An einem andern Ort schreibt Gotthelf, er habe nicht für die Gebildeten schreiben wollen, sondern für die Knechte und Mägde und seine Bauern.

Aus diesen Zeugnissen spricht ein elementarer, ein vulkanischer Tatendrang, der, überall gehemmt — er stand einer ihm feindlich gesinnten Regierung gegenüber — schließlich nur in der Schriftstellerei ein ihm einigermaßen entsprechendes Feld des Wirkens fand. Und hiezu brachte er, seiner kaum bewußt, herrliche Gaben mit: Eine überreiche Phantasie, ungemeine Kenntnis des bäuerlichen Wesens, ein fabelhaftes Gedächtnis und die ungeheure Schaffenskraft. Dazu kommt seine Liebe, die Sorge um die Menschen an der Schattenseite des Lebens. Gotthelf litt an seiner Zeit, die ob lauter Politisiererei die sittliche und soziale Hebung des Volkes vergaß. Nichts ist bezeichnender, als daß es in den ersten zwei Romanen Gotthelfs um das Verdingwesen und um die Darstellung des Schulwesens von Anno dazumal ging. Für seine Bauern, für Knechte und Mägde wollte er ja schreiben. Die bessere Zukunft sollte vom Lande herkommen, wie die politische Freiheit auch von dort, vom Oberland hergekommen war. Dem Staatsbürgertum traute er gar nicht, weder der im Schmollwinkel sitzenden Aristokratie noch den Radikalen mit ihren zahllosen neuen Advokaten, Wirten und nur zu laut angehenden flüchtigen Demokraten aus allen Winkeln Deutschlands.

Kehren wir nochmals zurück zu Gotthelfs Bild vom gestauten und plötzlich durchbrechenden Bergsee, und zu seiner Beteuerung, daß er ohne jegliche Vorbereitung ans Schreiben ging. Solche Kunst ent-

steht nicht nach den überkommenen Gesetzen und Regeln der Ästhetik, sie entsteht ganz und gar allein nach dem innern Wesen des schöpferischen Geistes. Sie ist Erzeugnis der *Natur*, und wenn ein Bild erlaubt ist, so denkt man vielleicht an einen herrlichen Waldbaum, wie ihn Gott in Schönheit und Größe wachsen ließ, an dem wohl hier und dort ein dürer Zweig, vielleicht sogar einmal ein Ästchen hängt, kleine Schäden, die der starken, gesunden Fügung von Stamm und Krone keinen Abbruch antun können. Gotthelfs Werk ist einzigartig und muß also gewürdigt, kann nicht mit den Maßstäben der üblichen Ästhetik gemessen werden. Sein Werk liegt da wie ein mächtiger, granitener Findling.

Dies ist das Urteil von heute, nach der Urstände Gotthelfs, nach der Vollendung der kritischen Gesamtausgabe, nach der Bearbeitung des Gotthelf-Archivs, nach den großen Gotthelfwerken von Muschg und Günther. Es war nicht immer so. Die frühere und die zeitgenössische Kritik — wir denken beileibe nicht an die von Ressentiment geladenen hämischen Glossen seiner politischen Gegner — nein, die zuständige Kritik hatte an Gotthelfs Sprache von Anfang an allerhand auszusetzen. Man nannte Gotthelf einen genialen Schöpfer, aber ästhetischen Barbar, redete von ästhetischer Zuchtlosigkeit; er sei kein vollkommener Dichter, aber in ihm sei der Stoff zu zehn Dichtern vorhanden; seine Sprache sei durchaus nicht unbedenklich; man rühmte seine mächtige Gestaltungskraft, fand aber seinen Geschmack, d. h. Stil, nicht ungereinigt. Ja, es gab Literaturpäpste, die Gotthelfs Erzählungen abtaten als brave, aber ungeschlachte Bauerngeschichten. An dieser Beurteilung ist unser sonst so unbestechliche Gottfried Keller nicht ganz unschuldig. Er meinte, Gotthelf steche mit seiner scharfen, kräftigen Schaufel ein gewichtiges Stück Erdboden heraus, lade es auf seinen literarischen Karren und stürze ihn mit einem saftigen Schimpfwort

vor unsern Füßen um. (Dieser etwas unwirksamen Äußerung stehen aus späterer Zeit freilich andere, gerechtere und bedeutendere Urteile Kellers gegenüber, unter andern dies: Gotthelf sei die größte dichterische Kraft, die der schweizerische Erdboden hervorgebracht habe.)

Es ist wohl nicht unrichtig, zu sagen, daß diese allgemein prekäre Einschätzung Gotthelfs als Dichter auch weltanschauliche Gründe gehabt hat. Bis zum Ersten Weltkrieg lebten die maßgebenden Bildungsschichten in einem unbeirrbar fröhlichen Fortschrittsglauben, dem der in Sitte und Religion sehr konservativ denkende Gotthelf oft mit Vehemenz entgegentrat. Und so konnte es leicht geschehen, daß man den Dichter traf, während man im Grunde den mißliebigen Prediger meinte.

Soviel von der Kritik der in ästhetischen Dingen Zuständigen. Aber wie stand es um die Wertschätzung Gotthelfs im Volk? Etwas vom Merkwürdigsten ist, daß Gotthelf zu seinen Lebzeiten der Bestseller in Deutschland war und daß seine Honorare, die er von dem jungen Berliner Verleger Springer bezog, die größten waren, die man damals unter Verlegern zahlte. Ein gutes Zeichen für das Lesepublikum von dazumal. In der Schweiz wurde Gotthelf so recht volkstümlich durch die große, von Anker illustrierte Ausgabe, die man in fast jedem guten Bürgerhaus antraf und die auch heute noch als ein teures Erbgut von Familie zu Familie übergeht. Schon früh hat sich dann der Verein für Gute Schriften der kleineren Erzählungen Gotthelfs angenommen und sie in Tausenden und Tausenden von Exemplaren verbreitet. Schrittmacher für die heutige Beliebtheit Gotthelfs wurde zu einem großen Teil das Radio.

Was ist es, was die hohe Kritik Gotthelfs Sprache hauptsächlich vorgeworfen hat? Um es kurz zu sagen: seine *Formlosigkeit*. Darunter meinte man vor allem den Gebrauch der Mundart, nicht nur für einzelne

Wendungen, sondern für ganze Strecken im Laufe der Erzählung, namentlich in der direkten Rede.

Zu all den Vorwürfen des unbekümmerten, unordentlichen Stils, seiner Breite, Abschweifung und der Verwendung des Dialektes hat Gotthelf gelegentlich selber Stellung genommen. In einem Brief charakterisiert er seine Schreibweise folgendermaßen:

»Ich bekenne gern, daß ich was an mir habe von einem mutwilligen Füllen, das auf üppiger Weide steht, bald frißt und bald springt, seines Lebens froh ist, nicht daran denkt, daß ihm jemand zusieht, sich seiner freut oder über ihn ärgert. Ich bin wirklich noch gar nicht zum Bewußtsein gekommen von schriftstellerischer Stellung und daher in dem Rufe, habe das auch nie im Auge, wenn ich die Feder ansetze, sondern das Volk und seine Not, sein wahres Wohl, seine Vergangenheit, seine Gegenwart und seine Zukunft. Und wenn mich das einmal bewegt, so bin ich nicht mehr Meister, da werde ich regiert. Nebenbei kommt es mich zuweilen wirklich an, wie ein Bedürfnis nach Ruhe, nach einem schönen, erquickenden Spaziergang, daher dann auch manch Friedliches, Träumendes, das hinüber möchte in höhere Gefilde.«

Die Breite der Darstellung erklärt er anderswo durch eine innere, ihm aufgezwungene Nötigung:

»Allemaal, wenn ich zu einem Buch ansetze, so will ich nur ein kleines Büchlein machen, und allemaal wird ein großes daraus, eine innere Nötigung zwingt mich dazu, und die einmal ins Leben gestellten Gestalten fordern ein bestimmtes, abgerundetes Leben, wollen sich nicht begnügen mit einem bloßen gespensterartigen Dasein.«

Und zum starken Gebrauch der Mundart meint er:

»Ich will nie im Dialekt schreiben, und auf den ersten 20 Seiten wird man wenig davon merken. Nachher werde ich dazu gezwungen, ich mag wollen oder nicht, und

vieles läßt sich freilich nur im Dialekt treu geben. Zudem ist unser Dialekt gar bunt und kräftig, und manches verdiente, in den allgemeinen Sprachschatz aufgenommen zu werden.«

Als weitere Sünde der Formlosigkeit kreierte man dem Dichter an seine vielfachen Abschweifungen und namentlich das Moralisieren, das Predigen. Hiezu meint Günther in seiner Biographie »Der ewige Gotthelf« (Rentsch, 1934), »diese sogenannte Formlosigkeit sei ein positiver Aspekt von Gotthelfs Kunst, sie bedeute nichts weniger als die Erscheinungsform seiner Intuition, die in ihrer genialen Schöpferwillkür sich ihre Maaße selber sucht«. Kurz und bündig heißt das auf Französisch: *Le style c'est l'homme*. Und Gotthelf, der da losbrach wie ein Bergsee, er, in dem es brannte wie in einem Vulkan, war nicht der Mann, der sich im wesentlichen, und das war doch seine Sprache, etwas abmarkten ließ. Einem hochgestellten Freund, der ihm bei der Annebäbi Jowäger literarischer Berater war, antwortete er in seinem Dankschreiben für formelle Ratschläge:

»Das ist eben der Teufel, daß meine Natur (er hätte sagen dürfen: mein Genius) mir immer sagt, so müsse es sein, und nicht anders, und verflucht hartnäckig ist.« Und im Nachwort zu »Geld und Geist« sagt er, der Verfasser sei untertan einem besonderen Geiste, der in jeder Erzählung lebendig sei, sie leite und schließe. Dieser sei es, der sich der Erzählung bemächtige und sie gestalte nach seinem Willen. Dieser Geist wurde geleitet durch Gotthelfs eindeutige Absicht, für Bauern, Knechte und Mägde zu schreiben. Aber was kümmerte sich eine hohe Kritik darum, eine Kritik, die sich bis auf die Behauptung verstieg, der starke Gebrauch der Mundart beruhe auf der Mühe Gotthelfs um richtiges Hochdeutsch.

Was es damit für eine Bewandnis hatte, dafür möchte etwa der berühmte Abschnitt »Das Gewitter« aus »Uli der Knecht« zeugen.

Fortsetzung auf Seite 403

Es ist tadelloses Schriftdeutsch mit zwei bis drei schweizerdeutschen Ausdrücken, die wir durchaus nicht missen mögen. Man wird sagen: Lauter ganz kurze Hauptsätze, keine Kunst (o die Kunst liegt zwar in diesem Fall, wo alles so tifig vorangehen soll, auch darin, zum andern und größern Teil aber in der ungemein klaren Vorstellung). Wie aber, wenn es sich um komplizierte Satzbildungen handelt? Nehmen wir ein anderes Beispiel aus dem gleichen Buch. Uli tritt auf dem verlotterten Glunggenhof als Meisterknecht ein und trifft zuerst auf die Magd Vreneli, das, nach viel Sturm und Wetter und Nebelreißen, seine Frau wird. Diese erste Begegnung erweist Gotthelfs sprachliche Formkunst am reinsten Schriftdeutsch. Niemand wird an diesem etwas auszusetzen haben. In andern Erzählungen, besonders in den Bildern und Sagen aus der Schweiz, findet man oft seitenlang Gotthelfsches Hochdeutsch ohne Mundart, mit ebenso komplizierten Satzgefügen. Er schreibt Hochdeutsch, wo es um Beschreibung geht, oder dann, wenn er, wie in den Sagen, in die graue Vorzeit oder ins Mittelalter zurückweist, kurz, dort, wo er sich aus dem ländlichen Umkreis seiner Bauern räumlich und zeitlich entfernt. Nähert er sich diesem, so kommen auch gleich wieder Mundart-Ausdrücke, besonders in der Rede.

Erinnern wir uns an jene Stelle im Brief an Carl Bitzius: Ich mußte so schreiben, wenn ich einschlagen wollte im Volke, das Armenwesen, die Schule stand in Frage.

Aber wie hätte er einschlagen können in einem Volke in einer Sprache, die ihm fremd war, in der Schriftsprache? Was lasen die Bauern damals, was lasen die Knechte und Mägde? Jedes Jahr den Kalender, bei dem großen Druck und dicken Papier von damals dreimal geringer an Umfang als heute, sonst nichts. Und auch das ging noch mühselig genug. Mundart war im Bernbiet *die Sprache*, im Gotteshaus wie im Ratssaal. Die Verhandlungen ins Schriftdeutsche zu übersetzen war Sache der

Schreiber, mochten sie zusehen, wie sie damit zurecht kamen. Das Aufsetzen eines Briefes war eine peinliche Sache, die einem acht Tage zuvor schon Schmerzen machte, wenn man nicht vorzog, diese Sache dem Schulmeister aufzuhalsen. Während wir heute, geschult in Schriftdeutsch, dieses bedeutend leichter lesen als Mundart, ging es dem Berner Bauer um die Mitte des letzten Jahrhunderts gerade umgekehrt, jedenfalls beim Lesen von Sachgebieten, in denen er zuhause, daheim war. Dabei erkannte Gotthelf selbstverständlich die ungleich größere Kraft und Bildhaftigkeit der Mundart in der Darstellung bernischen bäuerlichen Lebens, und er ehrte auch den herrlichen Eigensinn seiner Menschen, für die eben ein Müntschi ein Müntschi war, und die ihm einen schriftdeutschen Kuß niemals verziehen hätten. Und so schreibt Gotthelf denn auch in einer bereits bekannten Stelle vom Heuet (nicht Heuernte): Heb di! und nicht: Haltet euch fest! weil kein Mensch im weiten Bernbiet beim Heuet so gesprochen hätte. Gotthelf, Berner durch und durch, und eben Berner seiner Zeit, hatte einen instinktiven Widerwillen gegen die konventionelle Kunstsprache ennet dem Rhein. Er fühlte sie als fremd, irgendwie künstlich. Er hatte sich nicht von Jugend auf an den großen Vorbildern der Dichtkunst geschult, war, wie er sagte, vierzigjährig wie ein Bergsee ausgebrochen, als fertiger Mensch, und diese seine Kunst lebte aus dem Blut und Fleisch Berns. Und weil es so war, weil seine Sprache so sehr aus dem Geist und aus der Anschauung des Volkes stammte, erhielt sie sich jung und des Lebens voll wie einst, trotz aller Vernachlässigung durch das gesamte öffentliche Wesen, die Schule vor allem, die Jahrzehnte lang die Mundart, unser herrliches Alemanisch, das in der Hochzeit des Mittelalters die Sprache der Dichter und alles höfischen Lebens gewesen war, als Schlechtdeutsch aus der Schultube verbannte.

Es ist ja freilich nicht bloß die starke

Verwendung der Mundart, die den deutschen Kritikern so suspekt war, sie fühlten, daß auch im untadeligsten Schriftdeutsch Gotthelfs etwas war, irgendein kaum Sag- und Faßbares, das ihrem Geist fremd war. Es wird allen Deutschsprechenden so ergehen, die nur aus und in der Schriftsprache leben. Wo immer aber die Schriftsprache die Mundart zum Nährboden hat, also in dem Schriftdeutsch der Grimmschen Märchen, in den Erzählungen eines Johann Peter Hebel, in dem Deutsch Spittellers, Kellers, Federers — überall fühlt man das ge-

heimnisvolle Etwas, das Geheimnis des sprachschöpferischen Lebens, das dem schulmäßigen Hochdeutschen, als einer Sprache bloßer Übereinkunft, schon längst verloren gegangen ist. Was Gotthelf aber von der Sprache als solcher, ob Mundart oder Schriftdeutsch, hielt, das sagt er in dem Roman »Uli der Pächter«: »Es ist eine wunderbare Sache um die Macht des Wortes. Es ist unendlich mächtiger als das Schwert, und wer es zu führen weiß in starker, weiser Hand, ist viel mächtiger als der mächtigste König.«

UMSCHAU

DIE JAHRESVERSAMMLUNG DES KATHOLISCHEN LEHRERVEREINS DER SCHWEIZ IN SOLOTHURN

am 3. und 4. Oktober 1954

Zum erstenmal in der Geschichte des Katholischen Lehrervereins der Schweiz tagte der Verband in Solothurn. Die Zeiten ändern sich. — Oder sind es die Menschen? Jedenfalls wurde die liebenswürdige Einladung des Katholischen Erziehungsvereins Solothurn vom Katholischen Lehrerverein der Schweiz mit Freude angenommen. Es war ein glücklicher Entscheid. Und die Tagung ward allen Teilnehmern zum beglückenden Ereignis.

Sinnbild für diese Freude herzlicher Begegnung mit Solothurn und in Solothurn ward der strahlende Himmel, der sich auftrat, je näher man Solothurn kam. Die Delegierten verschoben sogar den Beginn ihrer Versammlung für eine kurze halbe Stunde, um vom Turm der St.-Ursen-Kathedrale aus Stadt und Landschaft Solothurns staunend zu genießen. Und auch anderntags, wo morgens noch mürrisches Regenwetter gedroht hatte, tat sich bei der Fahrt auf den Weißenstein der blaue Himmel immer strahlender auf, entwölkten sich die Fernen und leuchteten aus den Tiefen die bunt werdenden Wälder, die Felder, Flußläufe und Dörfer herauf.

Die Solothurner Delegierten- und Jahresversammlung bot Rückblick, Einblick in solothurnisches Wesen, Schaffen und Sichfreuen und Ausblick in neue Aufgaben des Verbandes und der katholischen Lehrer in der Zukunft.

RÜCKBLICK

Die Delegiertenversammlung vom Sonntag, den 3. Oktober, ward von 63 Vertretern beschickt. Ein

meisterliches *Eröffnungswort* des Zentralpräsidenten, Regierungsrat Josef Müller, Flüelen, leitete die Delegiertenversammlung und Tagung ein. Anschaulich wurde das Wesen christlicher Existenz am Beispiel der beiden thebäischen Hauptleute, der Heiligen Ursus und Viktor, aufgezeigt. In der Stunde höchster Gefahr entschieden sich die beiden für Christus, verzichteten kompromißlos auf weltliche Vorteile, gingen den Weg des Martyriums — damit aber begann für Solothurn und die ganze Landschaft eine neue Epoche, Segen strömte, religiös-sittlich ward das ganze Land umgestaltet, immer mehr zur Höhe des Christentums emporerzogen, emporgezogen: Vorbild und Beispiel christlicher Lehrerexistenz. Wenn dreitausend katholische Lehrer ebenso auf dem Posten ständen, würden wir dann nicht etwas mehr Frühlingswehen in unsern Reihen verspüren? Würden dann nicht alle Schulstuben, in denen katholische Lehrer wirken, durchglüht vom brennenden Herd der Liebe? Könnten sie nicht oft mit einer stärkeren Überzeugungskraft wirken? Noch weit mehr ließe sich erreichen. Es dürften sich noch viele katholische Lehrkräfte unserer Organisation anschließen, und damit könnten der Einfluß und die Durchschlagskraft gestärkt werden. Noch zuviel Selbstgenügsame stehen in unseren Reihen, die sich nach dem Winde richten oder die nach der größern Zahl sich richten, im Gegensatz zu St. Urs und Viktor. — Seit Jahrzehnten gab der Kanton Solothurn das Beispiel mannhafter Aufbauarbeit. Das kluge und unerschrockene Wirken des